

Ein römisches Familiengrabmal von Nickenich bei Andernach.

Am nordwestlichen Ausgang des Dorfes Nickenich, Kr. Mayen (etwa 12 km westlich von Andernach) kamen im Juli 1931 bei Ausschachtungsarbeiten für eine Badeanstalt die beiden auf Taf. 2 u. 3 abgebildeten Grabsteine zutage, die inzwischen in das Provinzialmuseum zu Bonn (Inv. 31, 86—31, 87) überführt worden sind. Sie bezeichnen zweifellos die Begräbnisstätte eines römischen Landgutes, das in der Nähe zu suchen ist. Die Steine lagen zerbrochen in geringer Tiefe in einer feuchten Wiese. Eine stellenweise recht starke Schicht von Eisenoxyd ließ sich weitgehend entfernen. Den Erhaltungszustand geben die Aufnahmen mit hinreichender Deutlichkeit wieder. Das Material ist der körnige gelblichweiße Kalkstein vom oberen Moseltal. Die Bemalung dürfte auf einer feinen geglätteten Stuckschicht gesessen haben; Reste davon haben sich nicht erhalten. Der Grabstein des Mannes (Taf. 2) ist etwas größer als der der Frau (Taf. 3)¹, doch sind die beiden Nischen mit je 0,64 m Breite und 1,63 bzw. 1,62 m Höhe annähernd gleich. Beide verbreitern sich ganz leicht nach oben. Doch ist es fraglich, ob damit einer perspektivischen Verkürzung infolge hoher Aufstellung des Monuments entgegengearbeitet werden sollte; leisen Verzerrungen begegnet man auch sonst an beiden Steinen. So ist der Block des Mannes links 30, rechts 33 cm tief, und die Oberkante der beiden Nischen senkt sich merklich nach rechts.

Vom Sockel fand sich ein mächtiger Block von 1,12 m Länge, 0,49 m Höhe und 0,78 m Tiefe aus dem löchrigen Tuffstein der Gegend. In seine Oberfläche ist die im Grundriß leicht trapezoide Bettung für den Grabstein des Mannes eingearbeitet. Aus ihrer Verschiebung gegen die rechte Blockkante hin geht hervor, daß in dem Stein nur der linke Teil des Sockels erhalten ist. In der Tat finden sich auf der rechten Schmalseite deutliche Spuren von Anathyrose. Man wird annehmen dürfen, daß in den angrenzenden Stein, von dem sich vorläufig keine Reste fanden², der Grabstein der Frau eingelassen war. Das primitive Profil der Vorderkante, eine einfache Abschrägung, ist linkshin ganz durchgeführt, endet aber rechts 4 cm vor der Blockkante, so daß die Trennung der beiden Nischen auch im Sockel angedeutet scheint. Dieser trägt keinerlei Inschrift. Da sowohl Stucküberzug wie Verkleidung mit dünnen Steinplatten Spuren hinterlassen haben müßten, wird man um die Annahme nicht herum kommen, daß er wirklich die primitive Gestalt hatte, in der er sich heute darstellt.

Beide Stelen sind oben auf Anschluß gearbeitet und weisen je ein großes Dübelloch auf. Hier sind wie üblich Gebälk oder flache Giebel und darüber etwa bekrönende Sphingen mit flankierenden Löwen zu ergänzen.

¹ Grabstein des Mannes: Höhe 1,84, Breite 0,79, Tiefe 0,30—0,33 m. Grabstein der Frau: Höhe 1,77, Breite 0,75, Tiefe 0,32 m.

² Wohl kamen noch eine Anzahl großer Tuffblöcke zutage, die ursprünglich zu einem Rundbau gehörten und dann, wie zahlreiche Ein- und Abarbeitungen zeigen, sekundär verwandt waren. Da sich aber die Angaben über die Fundumstände, insbesondere die Lage der Steine im Boden, stark widersprechen, kann über die Beziehung dieser Fragmente zum Grabmal erst eine Ausgrabung Aufschluß geben.

Auf der linken Schmalseite des männlichen Grabsteins befindet sich ein figürliches Relief (Abb. 1). Die rechte Schmalseite ist glatt, ebenso die beiden Schmalseiten des weiblichen Grabsteins. Erhebt man die Forderung vollkommener Symmetrie, so müßte man rechts vom Grabstein der Frau zum mindesten noch einen weiteren Grabstein eines Familienangehörigen vermuten, der auf seiner rechten Schmalseite eine figürliche Darstellung aufwies.

Der Mann steht breit und trotzdem etwas unsicher in seiner Nische. Obwohl sich die linke Schulter ganz leicht senkt, erweckt die Haltung des Oberkörpers den Eindruck, als ruhe seine Last gleichmäßig auf beiden Füßen. Es sind aber deutlich Standbein und entlastet zur Seite gestelltes Spielbein unterschieden. Doch entspricht dem Standbein kein ausruhendendes Ausschwingen der Hüfte. In der strengen Frontalansicht der Photographie ist nicht kenntlich, daß das Standbein nicht durchgedrückt, sondern wie das Spielbein leicht gebeugt ist, so daß der Unterkörper sich etwas vorwölbt, die Brust einsinkt. Der Mann sänke in sich zusammen, wären nicht die Körperachsen, betont durch die großen symmetrisch zu ergänzenden Bogenfalten der Tunica, die vielfältige gleichmäßige Wiederholung der kleinen Faltenmotive auf den Beinen, in ihrer Projektion in eine vordere Bildebene so klar auf den festen Rahmen der umschließenden Nische bezogen. Die Überzeugungskraft dieser linearen Tektonik legt den Gedanken nahe, daß jene Hilflosigkeit in der Wiedergabe klassischer Vorbilder weniger handwerklichem Unvermögen zur Last fallen als dem Willen zu nur-repräsentativer Darstellung, der durch das traditionelle Schema des klassischen Standmotivs gebunden war. — Der Verstorbene trägt normalrömisches Kostüm, über einer Tunica mit halblangen Ärmeln die Toga, dazu, wie erforderlich, Calcei, deren Einzelheiten wohl durch Bemalung angegeben waren. Der klein zusammengeballte Gegenstand in der Linken dürfte eher als Mappa denn als Geldbeutel gedeutet werden. Den Ring trägt er am kleinen Finger dieser Hand, dagegen keinen am Ringfinger, wie es nach der Photographie scheinen könnte. Darin folgt er rheinischer Sitte³. Seinem physiognomischen Typ nach dürfte er aber eher Italiker als romanisierter Gallier gewesen sein. Das Gesicht ist nicht sehr differenziert; als Porträt paßt es eher in julisch-claudische als in flavische Zeit.

Angesichts der sehr vornehmen Erscheinung der Frau fragt man sich, wie weit die Zerstörung des Gesichts, das nun wie die Maske eines Mannequins den Blick ganz auf die gute und gut getragene Kleidung fallen läßt, diesen Eindruck begünstige. Die Überlegung wäre müßig und man könnte sich mit der Sprache des heutigen Zustandes zufrieden geben, spürte man nicht einen leisen Gegensatz zwischen dem ausgesprochen leptosomen Körperbau (man beachte die Hände) und dem sehr kräftigen Hals und erinnerte man sich dabei nicht der auch motivisch so ähnlichen Gestalt der etwas banalen Kleinbürgerin des Weisenauer Grabmals⁴, eine Erscheinung, bei der es wohl kaum weiterer Begründung bedarf, daß einem sehr eleganten Typus von Gewandstatue ein dicker Porträtkopf aufgesetzt ist. — Unter dem nach römischer Weise getragenen

³ Vgl. Henkel, Die röm. Fingerringe der Rheinlande (1913) S. 342.

⁴ Mainz. Zeitschr. 22, 1927, 41 ff. (Neeb). — Espérandieu X 7581 (abgeb. S. 240).

Mantel, der den Körper in vielen linearen Faltenzügen umspinnt, kommt ein keltisches Kleid zum Vorschein, das wir besser verstünden, wenn nicht gerade die Ansatzstelle des zwischen den Brüsten hochgezogenen Faltenzuges durch die Zerstörung weggenommen wäre. Es gibt zwei Möglichkeiten der Interpretation des heutigen Zustandes. Entweder handelt es sich um das auf beiden Schultern mit Fibeln zusammengesteckte Kleid, das so weit ist, daß es über der Brust noch einmal hochgesteckt werden muß, wobei die charakteristischen Bogenfalten entstehen, die der Kontur der Brüste folgen. Wir kennen dies Kleid am besten von den beiden Nieder-Ingelheimer Grabfiguren im Museum zu Wiesbaden⁵ und von der Frau des Blussus, Menimanii, im Altertumsmuseum zu Mainz⁶. Wählt man diese Ergänzung, so muß man alle Faltenzüge, die am Hals noch sichtbar werden, zum Unterkleid zählen. Eine zweite Möglichkeit wäre, daß das Kleid in einer Stoffrosette auf der Brust gerafft war, wobei die Faltenzüge am Hals noch zu demselben Kleid gehörten. Für diese zweite Lösung spricht die feine, auch auf der Photographie noch deutliche Krausung der obersten Querfalte unter dem Torques. Man kann sie schwer mit den glatten Faltenzügen darunter in Einklang bringen und wird daher lieber annehmen, daß erst hier das Unterkleid sichtbar wird, zu dem vermutlich auch der eng anliegende Ärmel mit der breiten Borte am Handgelenk gehört. — Das Haupthaar wird fast ganz von einer weiten Haube eingehüllt, von der im Nacken ein Querbeutel abgeschnürt ist. Die Frisur, die sich unter dieser Hülle verbirgt, kennen wir von der Frau des Weisenauer Grabmals, da dort die Stoffhaube durch ein weitmaschiges, durch Bemalung wiedergegebenes Netz, das wahrscheinlich nur den Hinterkopf bedeckte, ersetzt ist. Dort sind die vorderen Stirnhaare kurz geschnitten und in die Stirn gekämmt. Das Haupthaar, lang, gescheitelt und schlicht zur Seite gekämmt, ist zu zwei dicken Zöpfen geflochten, die in Schulterhöhe zwei kurze Schlingen bilden. Diese werden im Nacken mit den Zopfenden fest abgeschnürt, so daß sie durch die Spannung etwas seitlich abstehen. Daß auch an unsrer Figur die Stirnhaare kurz geschnitten waren, ist nicht sehr wahrscheinlich, da einige freie Haarsträhnen über der einen Schläfe eher auf einfache Scheitelung schließen lassen. Diese Haartracht scheint nicht frei von römischen Einflüssen. Die Zopfschlinge im Nacken bildet einen festen Bestandteil der römischen Frauenfrisuren des ganzen 1. Jahrhunderts⁷. Galisch-keltische Neubildung ist hier die Verdoppelung des Schlingenmotivs, d. h. die Bildung zweier selbständiger Nackentouren. Ebenso wie bei den römischen Frisuren dieser Zeit ist die Stirntour modischen Veränderungen leichter unterworfen. Bei keiner der wenigen erhaltenen keltischen Frisuren dieser Art gleichen sie sich untereinander.

⁵ Schumacher-Festschrift 1930, 270 ff. Taf. 25/26 (Kutsch). — Espérandieu, *Germanie Romaine* Nr. 17 und 36.

⁶ Mainz. Zeitschr. 11, 1916, 90 ff. — Espérandieu VII 5815. — *Germania Romana* ²³ Taf. 15.

⁷ Ein Beispiel für viele: die sog. Antonia im Louvre aus Slg. Campana. Bernoulli, *Röm. Ikonographie* 2, 1, 211 Taf. 14. Vgl. Poulsen, *Greek and Roman Portraits in English Country Houses* (1923) Abb. 37 neben S. 56 (Text S. 60). Zur Haartracht dieser Zeit überhaupt R. Steinger, *Die weibl. Haartrachten im 1. Jahrh. d. röm. Kaiserzeit*, Diss. München 1911 und Lady Evans, *Hair-dressing of Roman Ladies as Illustrated on Coins*, in *Numismatic Chronicle* 4. Ser. Bd. 6, 1906, 37 ff.



Männergrabstein von Nickenich. 1:10.



Frauengrabstein von Nickenich. 1:10.

Wie in der Kleidung mischen sich auch im Schmuck römische und einheimische Elemente. Ebenso wie die Menimani und die eine der Ingelheimer Frauen trägt auch die Frau des Nickenicher Steines zwar den keltischen Torques, folgt aber römischer Sitte, indem sie den Mittelfinger der linken Hand ringfrei läßt, während gerade für Gallien der Mittelfinger als Ringträger überliefert ist⁸. Daß die Frau auch noch am Ringfinger der rechten Hand einen Ring trägt, gehört zu den ganz seltenen Ausnahmen⁹. Die beiden schmalen geriefelten Armbänder mit einem kurzen Querriegel aus zwei Stäbchen lassen sich mit erhaltenen Armringen m. W. nicht identifizieren. Ob die Frau unsres Steines auch jenes große silberne Rundmedaillon trägt, das wir wiederum von der Menimani und der Weisenerin kennen, vor allem aber von einem vorzüglich erhaltenen Exemplar aus Bonn¹⁰, dem wiederum das Medaillon einer fragmentierten Gewandstatue aus Bonn¹¹ weitgehend gleicht, läßt sich mit Sicherheit kaum mehr entscheiden. An sich könnte der geradlinige Wulst, der links von den bogigen Gewandfalten am Hals schräg zur Brustmitte führt, als die Halskette dieses Schmuckes gedeutet werden. Auch an dem erwähnten Bonner Statuenfragment lassen sich Gewandfalten und Kette, isoliert betrachtet, nicht unterscheiden.

Der Knabe ist nach Kleidung und Körperproportionen ein verkleinerter erwachsener Mann. Er trägt Tunica, Toga und Calcei und hält in der linken Hand eine Schriftrolle. Da sie in diesem Falle nicht als Testamentrolle gedeutet werden kann, und der Knabe als Schulbub ein Täfelchen und keine Schriftrolle trüge, weist sie vielleicht darauf hin, daß er der Mutter die *Laudatio funebris* hielt. Das rechte Händchen schiebt er unter die Hand der Mutter, bei aller Verkümmernng des Ärmchens ein Versuch des Bildhauers, das bloße Nebeneinander der beiden Gestalten in ein innerliches Verbundensein zu verwandeln. Als Porträt ist sein Gesichtchen wohl vergleichbar der Büste eines jugendlichen Claudiers im Lateran (Hekler, Bildniskunst 185 b).

Der ornamentale Schmuck der beiden Grabsteine bewegt sich im wesentlichen in den Grenzen der üblichen Nischendekoration des 1. Jahrhunderts. Die schmalen Leisten werden von einem flüchtigen Grätmuster, bzw. von dünnen Blattranken bedeckt, deren nicht weiter definierbare Blätter von den Stengeln so eng umschlossen werden, daß sie wie Kugeln in den Wellentälern der Ranke sitzen. Eine sehr verwandte Epheuranke findet sich auf dem Grabstein eines Legionärs im Bonner Provinzial-Museum¹² aus der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts. Beispiele für das Grätmuster anzuführen erübrigt sich. Das Ornament der Eckzwickel — es ist nur am Grabstein des Mannes erhalten — wird man am ehesten als zwei mit einer Schleife zusammengebundene Zweige deuten. Es ersetzt die

⁸ Plin. Nat. Hist. 33, 24.

⁹ Henkel a. a. O. 345. — Die Angabe Neebes, Mainz. Zeitschr. 22, 1927, 42, daß auch die Frau des Weisener Grabsteins an der rechten Hand einen Ring trage, scheint auf einem Irrtum zu beruhen.

¹⁰ Lehner, Führer 1, 1915, 107 Taf. 19. — Behrens, Mainz. Zeitschr. 22, 1927, 54f. — Drexel, Das Schwäbische Museum 1927, 33 ff.

¹¹ Lehner, Steindenkmäler (1918) Nr. 817. — Lehner, Das Prov.-Museum in Bonn 2, 1917 Taf. 29, 5.

¹² Bonn Inv. 3124. Lehner, Steindenkmäler Nr. 642. Lehner, Das Prov.-Mus. in Bonn 1 Taf. 3, 3.



Abb. 1.
Oberteil der linken Schmalseite
des Männergrabsteins.
1:7.

an dieser Stelle sonst üblichen spitz ausgezogenen Eckrosetten und ist m. W. vorläufig ohne Analogie.

Die Reliefs auf der Schmalseite des männlichen Grabsteins (Abb. 1) nehmen nur die oberen zwei Drittel der Fläche ein. Die einheitliche Darstellung ist auf zwei Bildfelder übereinander verteilt. Wie Herakles den Höllenhund, führt hier ein Keulenträger zwei gefangene Barbaren in Halseisen an einer dicken Kette. Aber es ist nicht Herakles, der notwendig nackt und bärtig dargestellt wäre, sondern wohl ein Soldat, wenn auch der breite Gürtel nicht recht wie ein Cingulum aussieht. Die kurze seitlich hochgeschürzte Tunica, die auf zahlreichen Soldatengrabsteinen des 1. Jahrhunderts begegnet, läßt kaum eine andere Deutung zu. Ein kurzes Mäntelchen ist über die linke Schulter geworfen; in dem glatt auf die Brust herabfallenden Zipfel sitzt merkwürdig unmotiviert ein oval umgrenztes Faltengekräusel. Bedenkt man die Keule, so ist man versucht, hierin das Rudiment vom Kopf einer Löwenexuvie zu sehen, läßt den Gedanken aber rasch wieder fallen; denn hätte der Bildhauer wirklich eine Exuvie darstellen wollen, so hätte ihm das keine Schwierigkeiten gemacht. — Im unteren Bildfeld geht es ganz unmythologisch zu. Die beiden Gefangenen mit langen Haaren sind in Halseisen zusammengeschlossen wie die beiden auf den sogenannten Prätoriumsschranken in Mainz; das war also wirkliche Übung. Das Kostüm, eine mit einem großen Knopf geschlossene Pelerine, ist ungewöhnlich und gestattet vorläufig keine ethnologische Identifizierung. Die Gesichter sehen unbetheilt aus, aber die Haltung der Füße, die schlaff wie die von Gehentkten über die Erde schleifen, drückt Hilflosigkeit aus. So läßt einer der Mohren die Füße hängen, denen Herakles auf der Busirisvase die Kehle zudrückt¹³, oder der gefesselte Nubier mit dem Strick um den Hals auf einer glasierten Kachel des Neuen Reiches im Berliner

¹³ Furtwängler-Reichhold, Griech. Vasenmalerei Taf. 51.

Museum¹⁴. Ebenso stark ist die Ausdruckskraft der unterwürfigen Gebärde der verhüllten Arme, die als solche eine lange Geschichte hat, der nachzugehen hier nicht der Platz ist. Die Hände hat man sich vielleicht gefesselt zu denken.

Die kostümlichen Einzelheiten dieser Reliefs lassen keine mythologische Deutung zu; es ist ein wirklicher Vorgang dargestellt, der im Leben der Verstorbenen eine bestimmte Rolle gespielt haben muß. Doch erinnert die Szene so stark an das Heraklesabenteuer mit dem Höllenhund, daß man die Keule¹⁵ hier als das nehmen wird, was sie schlechthin ist, als Waffe des Herakles, die ihren Träger hier dem Gotte angleicht. Da man in dieser Zeit kaum an die Heraklesapotheose eines Privaten denken darf — wenigstens fehlten alle Parallelen — dürfte damit die Darstellung in einen ganz bestimmten Bereich öffentlicher Schaustellung rücken, in den der Zirkusspiele. Wenigstens kann man sich in deren Rahmen die Mythologisierung eines realen Vorgangs — letzten Endes wird es sich um eine Exekution in irgendeiner Form der Volksfesthinrichtung handeln — am ehesten vorstellen. Eine Zirkusszene auf einem Grabstein würde fordern, daß der Verstorbene der Spielgeber war. Als solcher müßte er in diesem Fall hoher Magistrat, etwa Duumvir einer der rheinischen Städte, gewesen sein, ehe er sich auf sein Landgut zurückzog. Auch die Mappa in seiner Hand fände eine befriedigende Erklärung, da mit ihr das Zeichen zum Spielbeginn gegeben wird¹⁶.

Innerhalb der Gruppe von Ingelheimer Grabfiguren und Weisenauer Grabmal nehmen die neugefundenen Steine eine eigentümliche Doppelstellung ein. Sie vermitteln zwischen jenen Arbeiten; denn bei typologischer Übereinstimmung der Frauengestalten auf dem Nickenicher und Weisenauer Denkmal steht jenes den Ingelheimer Figuren in der großlinigen Linearität der Faltengebung sehr viel näher. Andererseits isoliert die Ausschaltung von Hell und Dunkel aus der Reihe der Gestaltungsmittel die Nickenicher Steine und läßt die Denkmäler von Ingelheim und Weisenau, die sich dieses Mittels da bedienen, wo sie südliche Typen wiedergeben, bei aller stilistischer Verschiedenheit der Einzelformen einander näher rücken. Diese Verflochtenheit der drei Arbeiten ist nur geeignet, Kutschs¹⁷ These eines engen Werkstattzusammenhangs zwischen Ingelheimer und Weisenauer Grabmal zu bekräftigen, in den nun auch das neue Denkmal tritt. — Wenn die Bildhauer der Grabmäler von Weisenau und Ingelheim gelegentlich tief in den Stein gehen, so folgen sie gemäß ihren Vorlagen einem Gestaltungsprinzip römischer Plastik. Für den Bildhauer der Nickenicher Steine waren die Vorlagen für Togatus und Frau im wesentlichen dieselben; trotzdem begrenzt er die Gestalten mit weichen großen Flächen und legt auf sie die Faltenzüge in vielen feinen großen Linien. So verfährt der Bildhauer der Ingelheimer Figuren nur da, wo er wie bei den Frauen neue Typen schafft. In derselben Richtung zeichnerischer Projektion tief gelockerter Figuren scheint

¹⁴ H. Fehheimer, *Kleinplastik der Ägypter*. Berlin 1922, Taf. 156, links.

¹⁵ Als militärische Waffe kennen wir die Keule nur von der Trajanssäule; dort tragen sie barbarische Hilfsvölker (C. Cichorius, *Die Reliefs der Trajanssäule* Taf. 50). — Exekutionsmittel scheint die Keule nie gewesen zu sein. Auch von einer Deutung als fustis wird man absehen, da man nicht zu sagen wüßte, wie der Hinweis auf den Vollzug eines fustuarium supplicium, eine rein militärische Angelegenheit, auf einen bürgerlichen Grabstein käme.

¹⁶ Vgl. Daremberg-Saglio s. v. Circus p. 1195; dort die literar. Nachweise.

¹⁷ F. Kutsch, *Schumacher-Festschrift* (1930) 270 ff.

sich die Bildung eines bestimmten selbständigen provinziellen Stiles in Oberitalien zu vollziehen. Unter dem wenigen publizierten Material nimmt der Grabstein der Cornelier in Bologna¹⁸ eine besondere Stellung ein, da sich bei ihm gleichzeitig eine Ornamentalisierung der Linien vollzieht, die, in Anfängen auch an den Nickenicher Steinen spürbar, in noch entlegenerer Umgebung zu Bildungen führt wie die thronende Göttin aus Naix im Museum zu Bar-le-Duc¹⁹, wobei die Körperlichkeit der Gestalt hinter der des ganz Ornament gewordenen Gewandes verschwindet. Da wir abseits vom Rhein — Südgallien nimmt eine besondere Stellung ein — nur Endstufen dieser einen Entwicklungslinie von Provinzialisierung augusteisch-römischer Plastik kennen, gewinnt der auch an einer Reihe anderer Züge beobachtete Zusammenhang von oberitalienischer und rheinischer Provinzialplastik²⁰ erhöhte Bedeutung.

Bonn.

Eduard Neuffer.

Zur Frage der Jupitergigantensäulen.

Der großen Menge von Jupitergigantensäulen bzw. Teilen von solchen steht leider nur eine kleine Anzahl von Beobachtungen über den Platz und die Art der Aufstellung derselben gegenüber. Das dürfte darin seinen Grund haben, daß sie meist einer gewaltsamen Zerstörung zum Opfer gefallen sind, was um so leichter geschehen konnte, als sie nicht von Staats wegen errichtete Kultmonumente, sondern in vielen Fällen gewissermaßen die ‚Hauskapellen‘ vermöglicher Privatleute waren. Wenn zum Zwecke einer restlosen Unschädlichmachung die Teile in einen Brunnen versenkt wurden, wie es bei den Säulen von Schierstein, Heddernheim, Ladenburg u. a.¹ der Fall ist, sind zwar die Fragmente meist so vollzählig vorhanden, daß der Wiederaufbau der Säule gelingt, aber über den Standort — der sicherlich in der Nähe des Brunnens war — erfahren wir noch nichts. Die beste Beobachtung über die Art der Aufstellung einer Jupitergigantensäule aus dem Mittelrheingebiet ist gelegentlich der Ausgrabung des Kastells Alzey (in den Jahren 1909—1911) gemacht worden². In der Nähe des Osttores wurde das Fundament einer Säule noch *in situ* gefunden (Abb. 1 und 2 nach Aufnahmen, die mir Herr Prof. Dr. Gropengießer-Mannheim zur Verfügung stellte). Diese selbst wurde bei Anlage des Kastells zerstört, doch fand man noch Teile der Bekrönungsgruppe und des Kopfkapitells³ mit Ansatz der

¹⁸ Abgeb. bei Schober, Österr. Jahreshfte 26, 1930, 10.

¹⁹ Bull. Archéol. 1885, 92 Taf. 6. — Espérandieu VI Nr. 4678.

²⁰ Vgl. neuerdings S. Ferri, L'Arte Romana sul Reno. Mailand 1931, 107 ff.

¹ Vgl. Hertlein, Die Jupitergigantensäulen (Stuttgart 1910) 85, 1.

² Anthes und Unverzagt, Das Kastell Alzey, in Bonner Jahrbücher 122, 1912, 137 ff. Taf. 19 u. 20; bes. 141 f. u. Taf. 20, 4.

³ Die Tatsache, daß an dem Kapitell eine Seite samt der Büste abgeschnitten war, hat man so gedeutet, daß die Säule bei Errichtung des Kastells noch gestanden habe, daß man sie aus Pietät (!) an eine Wand des hier errichteten Kastellgelasses (das also keine Decke gehabt haben darf) angelehnt habe, zu welchem Zweck ein Kopf des Kapitells hätte abgearbeitet werden müssen (Hertlein, Korr.-Bl. des Ges.-Ver. 1916, S. 218). Man hat dabei übersehen, daß das fehlende Stück mitgefunden wurde; es hat glatte Schnittfläche, wie das Kapitell selbst. Es wäre also abgesägt worden, was ebenfalls sehr unwahrscheinlich ist. Eher möchte ich glauben, daß schon bei der Herstellung eine Seite angestückt worden ist.